Buddhistisches Leben und Denken

Herausgegeben vom Verlag des Buddhistischen Holzhauses Berlin-Frohnau, Edelhofdamm 60

Jahrgang XI Heft 1 April/Juni 2484 1940

Aus der Lehrrede »Kennzeichnung der sechs Sinnesbereiche«

(Salāyatanavibhangasutta)
Majjhima-Nikāya 137

Sechsunddreißig Pfade der Wesen muß man erkennen, so wurde das gesagt. Und auf Grund wovon wurde das gesagt? Es gibt sechs mit dem Hause verbundene Freuden, sechs mit Entsagen verbundene Freuden, sechs mit dem Hause verbundene Kümmernisse, sechs mit Entsagen verbundene Kümmernisse, sechs mit dem Hause verbundene Arten Gleichmut, sechs mit Entsagen verbundene Arten Gleichmut.

Welches sind da die sechs mit dem Hause verbundenen Freuden? Wenn einer sieht, daß er die durch das Auge ins Bewußtsein tretenden Formen, die entzückenden, angenehmen, reizvollen, gefälligen, mit Weltlust verbundenen erlangt, oder an früher Erlangtes, Vergangenes, Entschwundenes, Verändertes sich erinnert, so steigt ihm Freude auf; eine solche Freude heißt mit dem Hause verbundene Freude. Wenn einer sieht, daß er die durch das Ohr ins Bewußtsein tretenden Töne — die durch die Nase ins Bewußtsein tretenden Gerüche — die durch die Zunge ins Bewußtsein tretenden Geschmäcke — die durch den Körper ins Bewußtsein tretenden Berührbarkeiten — die durch das Denken ins Bewußtsein tretenden Dinge, die entzückenden, angenehmen, reizvollen, gefälligen, mit Weltlust verbundenen erlangt, oder an früher Erlangtes, Vergangenes, Entschwundenes, Verändertes sich erinnert, so steigt ihm Freude auf; eine solche Freude heißt mit dem Hause verbundene Freude. Das sind die sechs mit dem Hause verbundenen Freuden.

Welches sind da die sechs mit Entsagen verbundenen Freuden? Wenn einer die Vergänglichkeit der Formen, die Veränderung, das Hinschwinden, das Aufhören erkannt hat und wirklichkeitsgemäß in voller Weisheit so durchschaut: „Sowohl die früheren wie auch die gegenwärtigen Formen, alle diese Formen sind vergänglich, leidig, der Veränderung unterworfen", so steigt ihm Freude auf; eine solche Freude heißt mit Entsagen verbundene Freude. Wenn einer die Vergänglichkeit der Töne — der Gerüche — der Geschmäcke — der Berührbarkeiten — der Dinge, die Veränderung, das Hinschwinden, das Aufhören erkannt hat und wirklichkeitsgemäß in voller Weisheit so durchschaut: „Sowohl die früheren wie auch die gegenwärtigen Dinge, alle diese Dinge sind vergänglich, leidig, der Veränderung unterworfen", so steigt ihm Freude auf; eine solche Freude heißt mit Entsagen verbundene Freude. Das sind die sechs mit Entsagen verbundenen Freuden.

Welches sind da die sechs mit dem Hause verbundenen Kümmernisse? Wenn einer sieht, daß er die durch das Auge ins Bewußtsein tretenden Formen, die entzückenden, angenehmen, reizvollen, gefälligen, mit Weltlust verbundenen nicht erlangt, oder an früher Nichterlangtes, Vergangenes, Entschwundenes, Verändertes sich erinnert, so steigt ihm Kummer auf; ein solcher Kummer heißt mit dem Hause verbundener Kummer. Wenn einer sieht, daß er die durch das Ohr ins Bewußtsein tretenden Töne — die durch die Nase ins Bewußtsein tretenden Gerüche — die durch die Zunge ins Bewußtsein tretenden Geschmäcke — die durch den Körper ins Bewußtsein tretenden Berührbarkeiten — die durch das Denken ins Bewußtsein tretenden Dinge, die entzückenden, angenehmen, reizvollen, gefälligen, mit Weltlust verbundenen nicht erlangt, oder an früher Nichterlangtes, Vergangenes, Entschwundenes, Verändertes sich erinnert, so steigt ihm Kummer auf; ein solcher Kummer heißt mit dem Hause verbundener Kummer. Das sind die sechs mit dem Hause verbundenen Kümmernisse.

Welches sind da die sechs mit Entsagen verbundenen Kümmernisse? Wenn einer die Vergänglichkeit der Formen, die Veränderung, das Hinschwinden, das Aufhören erkannt und wirklichkeitsgemäß in voller Weisheit so durchschaut hat: „Sowohl die früheren wie auch die gegenwärtigen Formen, alle diese Formen sind vergänglich, leidig, der Veränderung unterworfen", dann hält er sich das Sehnen nach den unvergleichlichen Befreiungen gegenwärtig (in dem Gedanken): „Wann werde ich wohl jenen Standpunkt mir zu eigen machen, in dessen Besitz gegenwärtig die Edlen weilen?" Indem er so das Sehnen nach den unvergleich-

lichen Befreiungen sich gegenwärtig hält, erhebt sich ihm auf Grund dieses Sehnens Kummer; ein solcher Kummer heißt mit Entsagen verbundener Kummer. Wenn einer die Vergänglichkeit der Töne — der Gerüche — der Geschmäcke — der Berührbarkeiten — der Dinge, die Veränderung, das Hinschwinden, das Aufhören erkannt und wirklichkeitsgemäß in voller Weisheit so durchschaut hat: „Sowohl die früheren wie auch die gegenwärtigen Dinge, alle diese Dinge sind vergänglich, leidig, der Veränderung unterworfen", dann hält er sich das Sehnen nach den unvergleichlichen Befreiungen gegenwärtig (in dem Gedanken): „Wann werde ich wohl jenen Standpunkt mir zu eigen machen, in dessen Besitz gegenwärtig die Edlen weilen?" Indem er so das Sehnen nach den unvergleichlichen Befreiungen sich gegenwärtig hält, erhebt sich ihm auf Grund dieses Sehnens Kummer; ein solcher Kummer heißt mit Entsagen verbundener Kummer. Das sind die sechs mit Entsagen verbundenen Kümmernisse.

Welches sind da die sechs mit dem Hause verbundenen Arten Gleichmut? Wenn er mit dem Auge eine Form erblickt hat, so springt einem törichten, unklaren Weltmenschen, der die Beschränkung und die Wirkensfrucht nicht überwunden hat und das Elend nicht sieht als unbelehrter Weltmensch, Gleichmut auf; ein solcher Gleichmut überkommt die Form nicht, daher heißt er mit dem Hause verbundener Gleichmut. Wenn er mit dem Ohr einen Ton gehört — mit der Nase einen Geruch gerochen — mit der Zunge einen Geschmack geschmeckt — mit dem Körper eine Berührbarkeit berührt — mit dem Denken ein Ding gedacht hat, so springt einem törichten, unklaren Weltmenschen, der die Beschränkung und die Wirkensfrucht nicht überwunden hat und das Elend nicht sieht als unbelehrter Weltmensch, Gleichmut auf; ein solcher Gleichmut überkommt das Ding nicht, daher heißt er mit dem Hause verbundener Gleichmut. Das sind die sechs mit dem Hause verbundenen Arten Gleichmut.

Welches sind da die sechs mit Entsagen verbundenen Arten Gleichmut? Wenn einer die Vergänglichkeit der Formen, die Veränderung, das Hinschwinden, das Aufhören erkannt hat und wirklichkeitsgemäß in voller Weisheit so durchschaut: „Sowohl die früheren als auch die gegenwärtigen Formen, alle diese Formen sind vergänglich, leidig, der Veränderung unterworfen", dann springt ihm Gleichmut auf; ein solcher Gleichmut überkommt die Form, daher heißt er mit Entsagen verbundener Gleichmut. Wenn einer die Vergänglichkeit der Töne — der Gerüche — der Geschmäcke — der Berührbarkeiten — der Dinge, die Veränderung, das Hinschwinden, das Aufhören erkannt hat und wirklichkeitsgemäß in voller Weisheit so durchschaut: „So-

wohl die früheren als auch die gegenwärtigen Dinge, alle diese Dinge sind vergänglich, leidig, der Veränderung unterworfen", dann springt ihm Gleichmut auf; ein solcher Gleichmut überkommt das Ding, daher heißt er mit Entsagen verbundener Gleichmut. Das sind die sechs mit Entsagen verbundenen Arten Gleichmut.

Sechsunddreißig Pfade der Wesen muß man erkennen; wurde dieses gesagt, so wurde es auf Grund hiervon gesagt.

Da sollt ihr auf dieses gestützt das aufgeben, so wurde das nun gesagt. Und auf Grund wovon wurde das gesagt? Was da, ihr Mönche, die sechs mit Entsagen verbundenen Freuden sind, auf die gestützt, mit deren Hilfe sollt ihr die sechs mit dem Hause verbundenen Freuden aufgeben, sie überwinden; so findet deren Aufgeben statt, so findet deren Überwindung statt. Was da, ihr Mönche, die sechs mit Entsagen verbundenen Kümmernisse sind, auf die gestützt, mit deren Hilfe sollt ihr die sechs mit dem Hause verbundenen Kümmernisse aufgeben, sie überwinden; so findet deren Aufgeben statt, so findet deren Überwindung statt. Was da, ihr Mönche, die sechs mit Entsagen verbundenen Arten Gleichmut sind, auf die gestützt, mit deren Hilfe sollt ihr die sechs mit dem Hause verbundenen Arten Gleichmut aufgeben, sie überwinden; so findet deren Aufgeben statt, so findet deren Überwindung statt. Was da, ihr Mönche, die sechs mit Entsagen verbundenen Freuden sind, auf die gestützt, mit deren Hilfe sollt ihr die sechs mit Entsagen verbundenen Kümmernisse aufgeben, sie überwinden; so findet deren Aufgeben statt, so findet deren Überwindung statt. Was da, ihr Mönche, die sechs mit Entsagen verbundenen Arten Gleichmut sind, auf die gestützt, mit deren Hilfe sollt ihr die sechs mit Entsagen verbundenen Freuden aufgeben, sie überwinden; so findet deren Aufgeben statt, so findet deren Überwindung statt.

Es gibt, ihr Mönche, einen vielartigen, mit Vielartigkeit verbundenen Gleichmut, und es gibt einen einheitlichen, mit Einheitlichkeit verbundenen Gleichmut. Und welches, ihr Mönche, ist der vielartige, mit Vielartigkeit verbundene Gleichmut? Es gibt, ihr Mönche, einen Gleichmut bei den Formen, es gibt einen bei den Tönen, es gibt einen bei den Gerüchen, es gibt einen bei den Geschmäcken, es gibt einen bei den Berührbarkeiten. Das, ihr Mönche, ist der vielartige, mit Vielartigkeit verbundene Gleichmut. Und welches, ihr Mönche, ist der einheitliche, mit Einheitlichkeit verbundene Gleichmut? Es gibt, ihr Mönche, einen auf das Bereich der Raumunendlichkeit gestützten Gleichmut, es gibt einen auf das Bereich der Bewußtseinsunendlichkeit gestützten, es gibt einen auf das Bereich der Nichtetwasheit gestützten, es gibt einen auf das Bereich von Weder-Wahrnehmung-

noch-Nichtwahrnehmung gestützten Gleichmut. Das, ihr Mönche, ist der einheitliche, mit Einheitlichkeit verbundene Gleichmut. Was da, ihr Mönche, der einheitliche, mit Einheitlichkeit verbundene Gleichmut ist, auf den gestützt, mit dessen Hilfe sollt ihr den vielartigen, mit Vielartigkeit verbundenen Gleichmut aufgeben, ihn überwinden; so findet dessen Aufgeben statt, so findet dessen Überwindung statt. Auf Unbedingtheit, ihr Mönche, gestützt, mit Hilfe der Unbedingtheit sollt ihr den einheitlichen, mit Einheitlichkeit verbundenen Gleichmut aufgeben, ihn überwinden; so findet dessen Aufgeben statt, so findet dessen Überwindung statt. Da sollt ihr auf dieses gestützt das aufgeben; wurde dieses gesagt, so wurde es auf Grund hiervon gesagt.

Bemerkung: „*mit dem Hause verbunden*" und „*mit Entsagen verbunden*" (gehasita und nekkhammasita): Der Sinn ist zunächst: mit dem Leben im Hause bzw. mit dem Leben des in die Hauslosigkeit Hinausgezogenen verbunden. Im übertragenen Sinne: mit dem häuslichen oder weltlichen Leben verbunden bzw. mit Entsagen verbunden. Wie immer kommt es auch hier nicht in erster Linie auf die äußere Art der Lebensführung an, sondern auf die innere, gedankliche Haltung. Das Motiv entscheidet. Wer als Hinausgezogener, als Mönch sich an den Sinnesgebieten erfreut, sie ergreift und festhält, lebt zu dieser Zeit „in der Welt", und wer als „Haushaber" sich im Entsagen, im Loslassen übt, erlebt zu dieser Zeit die Zustände eines „Hinausgezogenen". Die äußere Form der Hauslosigkeit soll jedoch die innere Möglichkeit wesentlich unterstützen. Ob sie es tut, hängt vom Einzelnen ab.

„*Unbedingtheit*" (atammayatā) wörtlich der nicht aus „dem" (tam, d. h. aus irgendeinem Ding oder Gegenstand) bestehende Zustand, also, was nicht be-dingt, nicht durch Begehren mit irgendeinem Ding verbunden ist; dem Sinne nach gleichbedeutend mit Suchtfreiheit, Aufhören der Triebe, Verlöschen. Gewöhnlich führt die Entwicklungsreihe über das „Aufhören von Wahrnehmung und Empfindung" zum Aufhören der Triebe weiter.

Sterbebilder

Zum Vesakfest am 21. Mai

Ein Dichter hat gesagt: „Nichts ist ständig als der Wechsel, nichts ist sicher als der Tod." Das ist einer von den vielen Gedankenblitzen, die dem nachdenklichen Menschen von Zeit zu Zeit aufsteigen und ihre Vollendung finden in dem, was der Buddha uns zeigt als den Grundzug alles Weltgeschehens, insbesondere alles Lebens: alle Gestaltungen sind vergänglich, alle Gestaltungen sind leidig, alle Zustände sind nichtselbst. Für uns als Buddhisten ist denn auch die ständige Rücksichtnahme auf diese drei Merkmale der Hauptinhalt unseres Lebens geworden. Gewiß gibt es Freuden im Leben. Auch wir wissen das und erleben sie. Aber wir geben uns dabei keiner Illusion hin oder sind doch wenigstens stets bemüht, auch bei den Freuden, die uns begegnen, den Wechsel, die Vergänglichkeit nicht zu vergessen.

Nicht so, daß auf diese Weise das Leben für uns gewissermaßen eine pikante Würze bekäme — das würde bedeuten, daß man die Vergänglichkeit als einen besonderen Reiz, als eine weitere Möglichkeit für das Festhalten am Leben, für den Lebensgenuß betrachtete; sondern so, daß wir stets bereit sind zu verzichten, zurückzutreten. „Wenn er eine freudige Empfindung empfindet, so weiß er: Ich empfinde eine freudige Empfindung. Wenn er eine leidige Empfindung empfindet, so weiß er: Ich empfinde eine leidige Empfindung. Wenn er eine weder-leidig-noch-freudige Empfindung empfindet, so weiß er: Ich empfinde eine weder-leidig-noch-freudige Empfindung"; so ist es in der Lehrrede von den Grundlagen der Verinnerung dargestellt, und so versuchen wir, alle Ereignisse und Erlebnisse zu betrachten. Damit verlieren die Freuden zwar ihre Heftigkeit und sozusagen ihren Hochglanz. Es bleibt nur noch eine Art Mattglanz übrig, wenn man so sagen darf. Dafür verlieren aber auch die Schmerzen und Kümmernisse ihre Heftigkeit, ihr heißes Brennen. In der Kühlung durch das klare Bewußtsein in dem Gedanken der Vergänglichkeit nähern sich die beiden Gefühlsextreme mehr und mehr einem mittleren Zustand, den wir als weder-freudig-noch-leidig oder als Gleichmut bezeichnen.

Wir sind uns wohl bewußt, daß wir diesen ausgeglichenen Zustand durchaus nicht immer erreichen; dazu sind wir selbst noch zu sehr vom Lebensdurst befangen. Jedoch wir versuchen immer wieder, dahin zu kommen. Wir sind also vom Optimismuß entfernt, was ich schematisch mit dem Wort ausdrücke: „Es ist alles halb so schön." Aber auch dem Pessimismus verfallen wir nicht und sagen: „Es ist alles halb so schlimm." Indem wir den Zustand der gefühlsmäßigen Ausgeglichenheit, des Gleichmuts erstreben, stellen wir fest, daß das, was die Menschen meist so wichtig nehmen, halb so wichtig ist.

Wir versuchen also, gerade in der Berücksichtigung der restlosen Vergänglichkeit alles Geschehens, der ständigen Veränderung auch unserer eigenen Persönlichkeit, uns eine innere Heiterkeit zu erarbeiten, die kein äußeres Ereignis, welcher Art auch immer erschüttern kann. Und wir wissen aus eigener Erfahrung, daß jeder Versuch sich hier lohnt.

Wie wir stets mit der Veränderlichkeit rechnen, so auch mit der einzigen Gewißheit, oder doch der einen von den wenigen Gewißheiten, die das Leben bietet: dem Tod. Wir versuchen, uns so oft wie möglich vorzustellen, daß unser jetziges Dasein in diesem Augenblick aufhören könnte und uns dementsprechend innerlich zu richten. Buddhistischer Einsicht nach ist der Tod Durchgang zu neuer Daseinsform. So wie unser bisheriges

Wirken war, werden wir wieder ins Leben treten, sei es in Höllen- oder Himmelswelten, in Menschen-, Tier- oder Gespensterwelten. Je mehr wir an unserem jetzigen Zustand hängen, je mehr wir unser Denken auf Erraffen von Vermögen richten, auf materiellen oder geistigen Besitz, auf Macht, Ruhm u. dgl., um so schwerer sind die äußeren Widerstände im jetzigen Dasein, und um so schwerer werden sie auch im künftigen sein, wenn wir nicht imstande sind, noch beim Sterben das Verlangen nach diesen Dingen fahren zu lassen. Das werden wir aber schwerlich können, wenn wir uns nicht schon jetzt darin üben. Unser jetziges Dasein ist die Vorbedingung für unser künftiges und wirft sozusagen seinen Schatten schon voraus in das neue Dasein.

Das wird besonders in der Todesstunde in der Art der Gedanken zum Ausdruck kommen, die den Menschen dann beherrschen. Das neue Dasein wird in solcher Richtung einsetzen und solchen Charakter annehmen, wie die letzten Gedanken ihn zeigen, mag dieses Denken nun sich klar bewußt äußern oder in einem Zustand des Halbbewußtseins oder des sogenannten Deliriums.

Es ist deshalb sehr lehrreich zu hören, welche Gedanken Menschen vor dem Sterben geäußert haben, die wir zu den großen rechnen, oder die doch zu den weit bekannten gehören. In einem Buch von George Barbarin „Le Livre de la Mort douce" (auf Deutsch: Das Buch vom sanften Tod), dessen deutsche Übersetzung betitelt ist: „Der Tod als Freund"*) will der Verfasser nachweisen, daß der Vorgang des Sterbens als solcher keine Schrecken hat. Die Beobachter deuten, so heißt es da, die äußerlich wahrnehmbaren Zeichen des Sterbens wie Zuckungen, Verzerrung der Gesichtsmuskeln, Röcheln usw. von ihrem Standpunkt des vollen Bewußtseins aus; diese Deutung habe aber keine Berechtigung, weil das Bewußtsein des Sterbenden getrübt oder ganz ausgeschaltet sei. Die schweren Leiden und Schmerzen liegen, so sagt B., vor dem Tode, sie sind Lebenserscheinungen und treten auch dann auf, wenn eine Krankheit zur Gesundung führt. „Aber da der Mensch des Abendlandes die Ergebung in das Schicksal verlernt hat, so muß er dem Tod ins Gesicht schauen, doch nicht wie sein Anschein ist, sondern wie er tatsächlich ist."

Sicherlich ist es von größter Bedeutung, daß der Mensch lernt, dem Tod richtig gegenüberzutreten oder ihn richtig aufzunehmen. Um das zu können, muß man sich schon bei Lebzeiten darauf vorbereiten. Nur so kann man der Furcht vor dem Tode

---

*) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

Herr werden. B. führt an, was Hufeland, der Leibarzt Friedrich Wilhelms III., als Heilmittel dagegen empfahl:

Man mache sich mit dem Gedanken an den Tod recht bekannt. Nur der ist in meinen Augen glücklich, der diesem unentfliehbaren Feinde so oft recht nahe und beherzt in die Augen sehen kann, daß er ihm durch lange Gewohnheit endlich gleichgültig wird. Ich kann nur den für glücklich erklären, der es dahin gebracht hat, mitten im freudigen Genuß sich den Tod zu denken, ohne dadurch gestört zu werden, und man glaube es mir auf meine Erfahrung, daß man durch viele Bekanntmachung mit dieser Idee und durch Milderung ihrer Vorstellung es darin zuletzt zu einer außerordentlichen Gleichgültigkeit bringen kann. Man sehe doch die Soldaten, die Matrosen, die Bergleute an. Wo findet man glücklichere und lustigere, für jede Freude empfänglichere Menschen? Und warum? Weil sie durch die beständige Nähe des Todes ihn verachten gelernt haben" (S. 26).

Um sich in der Weise mit dem Tod abzufinden, wie H. sie den Soldaten, Matrosen und Bergleuten nachsagt, dazu gehört allerdings die Naivität dieser Menschen. Der nachdenkliche Mensch kann sich eben nicht so verhalten, weil Nachdenklichkeit und Besinnlichkeit die laute Lebensfreude dämpfen. Um sich richtig auf den Tod vorbereiten zu können, muß man grundsätzlich wissen, was es mit dem Tode für eine Bewandtnis hat, was man **n a c h** dem Tode zu erwarten hat. Für den sogenannten Kulturmenschen des Westens ist es wohl die Ungewißheit des „Nachher", die ihm in erster Linie die Angst vor dem Tode verursacht. In Berichten aus China hören wir, daß die Chinesen ganz anders zum Tode stehen. So berichtet der französische Arzt G e r v a i s in seinem Buch: „Ein Arzt erlebt China" Erstaunliches darüber. Und Barbarin führt von einem Pater Huc folgendes an:

„Die Chinesen sterben mit einer unvergleichlichen Ruhe und Ergebenheit, ohne Todeskampf, ohne die schreckliche Erregung und das Widerstreben durchzumachen, welche für gewöhnlich den Tod so grauenhaft machen. Sie löschen ganz langsam aus wie eine Lampe, die kein Öl mehr hat, um ihre Flamme zu nähren."

Doch darf man dieses Verhalten der Chinesen nicht der bewußten Meisterung des Lebens durch Überwindung des Lebensdurstes im buddhistischen Sinne gleichsetzen. Denn auch darüber lassen die Berichte aus China keinen Zweifel, daß die Chinesen mit unangekränkelter Naivität am Leben hängen und jede Möglichkeit des Lebensgenusses nach Möglichkeit auskosten; nur daß diese Möglichkeiten bei der ungeheuren Übervölkerung des Landes für die allermeisten, d. h. für viele Millionen auf ein sehr geringes Maß zusammenschrumpfen, ein so geringes Maß, daß der Mangel für unsere Begriffe und Ansprüche unerträglich erscheint, mit dem sich aber der Chinese in selbstverständlichem Gleichmut abfindet, so lange die äußeren Verhältnisse ihn dazu zwingen.

Barbarin sagt ausdrücklich, seine Grundanschauung vom Sterben habe nichts Doktrinäres und verfolge keine Nebenabsicht.

Sie denke nicht daran, irgendeine Religion zu verletzen oder irgendwelche Philosophie zu untergraben. Sie lasse die Annahme eines Lebens nach dem Tode vollkommen unangetastet und mache halt vor dem Problem des Jenseits. Damit steht allerdings eine Bemerkung des Übersetzers im Widerspruch, die „unser Leben" als „das einzige, das wir haben" bezeichnet.

Der eigentliche Grund, warum ich das Buch hier erwähne, ist die Schilderung der letzten Stunden einiger bekannter Persönlichkeiten nach Berichten darüber. Ich möchte davon einige anführen. Wir lesen da:

Im allgemeinen wird angenommen, daß von den Sterbenden diejenigen, deren Herz sich in vorzüglichem Zustande befindet, länger zu kämpfen haben als die andern. Es sei an den Tod von Porto-Riche (George de Porto-Riche, franz. Dramatiker 1849 bis 1930) erinnert, welcher sich durchaus nicht an den Rhythmus des Todes anpassen wollte ...

Die Prinzessin Bibesco hat in ihren „Vier Porträts" eine wunderbare Schilderung der letzten Tage des Königs Ferdinand von Rumänien gegeben: „Der König wird sterben an jenem Leiden, welches langsam seine Opfer zu Tode quält: am Krebs. Der Tumor ist allgemein bekannt, alle einzelnen Symptome sind in den Zeitungen ausführlich beschrieben. Das Leiden seines unglücklichen Körpers macht täglich Fortschritte und wird in allen Unterhaltungen besprochen. In seiner eigenen Umgebung ist nur die Rede davon, ob er seinen Zustand wohl kennt oder nicht, und man staunt nur, daß er so wenig leidet und ein fast heiteres Gesicht zeigt, während er doch dem Tode entgegensieht. Ich werde ihn vor seiner letzten Operation, zu der man sich entschlossen hat, noch ein paarmal sehen ... Ich fand ihn in seinem Arbeitszimmer mit seinen beiden schwarzen Hunden, die zu seinen Füßen lagen. Er sitzt, wie gewöhnlich, unter seiner Lampe gebeugt; nochmals blättern wir gemeinsam die Seiten schöner Bücher um. Und während wir diese Bücher anschauen, in denen alle Pflanzenarten aus der großen Familie der Gentianen beschrieben und abgebildet sind, spricht er zum ersten Male zu mir von der Prärie. Er erzählt, daß dies der einzige Ort in Rumänien sei, wo er eines Tages die Gentiana bavarica und die imbricata nach Scheich fand, welche ihre Heimat in Sigmaringen und auf den Hängen des Etzel habe. Ich bin sicher, bevor er aus dieser Welt scheidet, wird er plötzlich wieder zu mir von der Prärie sprechen ... Im königlichen Palast fühlte man den Tod allgegenwärtig, nur der Geist dessen, der in unmittelbarer Gefahr schwebte, war von ihm frei.

„Eine Hofdame sagte vertraulich zu mir: ‚Der König weiß nicht, wie es mit ihm steht, und dabei bekommt er Briefe aus Amerika und sogar von Indien, die ihm Heilmittel gegen den Krebs anbieten. Er liest alle diese Briefe selbst, und gleichwohl weiß er nichts von der Natur seiner Krankheit — das ist eine wirkliche Gnade'.

„Eine andere Hofdame unterbrach die erste und sagte: ‚Kann man es wissen, Liebe? Der König ist standhaft gegen jeden Schmerz und klagt niemals über irgend etwas'.

„Sie fragten mich nach meiner Meinung, als ich zwei Stunden bei ihm gewesen war. ‚Weiß er oder weiß er nicht?' Ich antwortete mit dem ruhigsten Ton, der mir zur Verfügung stand: ‚Ich weiß es nicht, ich glaube, man müßte seine Hunde fragen.' Denn ich habe den Eindruck, daß seit zwei Jahren seine schwarzen Spaniels seine einzigen Vertrauten gewesen sind.

„Von meinen letzten Besuch bei ihm nahm ich ein Andenken mit: Ich zeichnete das Porträt des Königs an einer Ecke seines Tisches. Ich versuchte zu lächeln, als ich mich von ihm verabschiedete, denn ich wußte, daß es ein Abschied für immer war. Morgen wird er nicht mehr allein sein, wird er nicht mehr König sein."

Daß der alte Matthias Claudius als ein frommer und gottergebener Mann starb, wird nicht verwundern. Am 21. Januar 1815 begann sein Todeskampf. Er fühlte, wie das Leben Schritt für Schdit vor dem Feinde zurückweichen mußte. Der Kampf war heftig, und er betete innig: „Führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Übel." Noch konnte er sprechen und teilte beständig seiner Umgebung mit, wie weit es gekommen sei. Um acht Uhr war es ihm gewiß, daß das Ende unmittelbar bevorstehe. Er ließ sich den Schweiß abtrocknen und sich auf die Seite legen mit dem Gesicht nach außen. Kurz darauf sagte er mehrere Male: „Gute Nacht! Gute Nacht!" Dann rief er: „Nun ist's vorbei!" Noch einmal schlug er die Augen auf, sie suchten mit der innigsten Liebe Rebekka, doch als er weiter mit den Augen die Kinder suchte, erlosch ihr Licht. Er tat drei Atemzüge, dann war der Kampf vorbei. (Bericht nach R. Petersen, Matthias Claudius).

Friedrich Wilhelm, König von Preußen (der Vater Friedrichs des Großen), starb eines sehr mühelosen Todes. Drei Tage vor seinem Tode verlangte er, da er seinen Tod vorausfühlte, abzudanken, weil er in Frieden sterben wollte. Ab und zu hörte man ihn beten und sagen: „Betet! Betet!" Als ein Psalm, den er sehr liebte, gesungen wurde, in dem es heißt: „Nackt kam ich auf die Welt, nackt geh ich wieder fort", rief er lebhaft: „Nein, nicht ganz nackt, ich werde meine Uniform anhaben." Am Abend des übernächsten Tages wurde die Abdankung vollzogen. Nachher wurde er ohnmächtig zu Bett gebracht. Am anderen Morgen sah er sich jedoch die Wachtparade von seinem Fenster aus an. Um die Mittagszeit sagte er zu Pitsch (dem Arzt seiner Grenadiere): „Fühl Er meinen Puls und sag Er mir, wie lange es noch dauern wird!" — „Ach, nicht lange!" — „Sag Er nicht: ach! Doch woher weiß Er das?" — „Der Puls ist weg!" — „Unmöglich", antwortete der König, indem er seinen Arm hochhob, „wie könnte ich meine Finger so bewegen, wenn der Puls fort wäre?"

Pitsch sah ihn still und traurig an.

„Herr Jesus, in Dir lebe ich, Herr Jesus, in Dir sterbe ich, im Leben und Tod bist Du mein Gewinn." Dies waren die letzten Worte, die Friedrich Wilhelm auf dieser Welt sprach. Dann fiel er in Ohnmacht. Sie ging bald in den Tod über. (Nach Carlyle.)

Auch der Tod Friedrichs des Großen war, wenn auch ein langer Kräfteverfall voranging, zuletzt einfach und leicht. Am Morgen des 16. August 1786 mußten die Adjutanten und Sekretäre warten. Der König war in einen todesähnlichen Schlaf verfallen; wenn er ab und zu die Augen öffnete, schien er sich nicht sammeln zu können. Als er nach einigen Stunden wieder zum Bewußtsein kam, ließ er den Kommandanten Rohdich rufen und versuchte ihm wie gewöhnlich die Parole zu geben; er versuchte es zweimal und dreimal, merkte aber, daß er nicht sprechen konnte, und mit dem Ausdruck der Trauer sank er in die Stuhlecke zurück. Rohdich brach in Weinen aus, der König lag wieder in schlafähnlichem Zustand; kurz darauf begann das Todesröcheln, das sich den ganzen Tag hindurch mit kurzen Pausen hören ließ. Ungefähr um drei Uhr nachmittags traf Dr. Selle aus Berlin ein. Gegen Abend ging das Fieber zurück, der König fiel in sanften Schlaf. Nach dem Erwachen klagte er jedoch wiederholt über Kälte und verlangte ein Kissen nach dem andern. Einer der Ärzte untersuchte seine Beine und machte die anderen durch Zeichen darauf aufmerksam, daß sie bis zu den Knien kalt wären. Als nach einiger Zeit der Arzt außer Sehweite war, murmelte der König: „Was sagte er von den Füßen?" — „Das gleiche wie vorher", antwortete man ihm. Der König schüttelte den Kopf, als ob er es nicht glaube. Gegen neun Uhr abends stellte sich ein Husten ein, der unter vielem Schleimrasseln stundenlang anhielt. Als die Uhr über seinem Kopfe elf Uhr schlug, fragte er: „Wieviel Uhr ist es?" — „Elf", war die Antwort. — „Um vier Uhr will ich aufstehn." Einer seiner Hunde saß auf einem Stuhl dicht bei ihm. Gegen Mitternacht sah er, daß der Hund vor Kälte zitterte. „Lege einen Teppich auf ihn", sagte er; das war vielleicht seine letzte ganz bewußte Äußerung. Später, als er einen Anfall von Husten und Kurzatmigkeit überwunden hatte, sagte er: „La montagne est passée, nous irons mieux." (Wir sind über den Berg, es geht besser.)

Nur der Kammerhusar Strützki war beim König geblieben; der König hatte seinen Arm um Strützkis Hals gelegt, dieser hielt einen Arm um des Königs Rücken und stützte mit dem andern Arm des Königs Schulter. So konnte der König am besten atmen. Strützki saß, ohne sich zu rühren, fast zwei Stunden in dieser Stellung. 20 Minuten nach zwei Uhr hörte der König plötzlich auf zu atmen. (Nach Carlyle.)

Der Tod von Goethes Mutter war ebenso einfach und menschlich richtig, wie ihr ganzes Leben. Goethe erzählte später seinem Freunde Zelter, daß seine Mutter selbst gesagt hätte, ihr Tod sei nahe, und daß sie alles mit dem Begräbnis so genau angeordnet hätte, daß sogar genau bestimmt war, welche Sorte Wein gegeben werden und wie groß die Stücke Kuchen sein sollten. Jakobi fügt hinzu, sie habe sogar dem Mädchen ans Herz gelegt, ja nicht zu wenig Rosinen in den Kuchen zu tun, denn das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können, und das würde sie in ihrem Grab ärgern. Am Todestage selbst war sie zu einer Familie eingeladen, die glaubte, sie sei nur ein wenig unwohl. Sie antwortete, sie lasse sich entschuldigen, aber sie müsse sterben. Kurz ehe sie starb, soll sie auch zu einem Tischler, der sich ihr empfahl, um ihr den Sarg zu machen, gesagt haben, es tue ihr leid, daß er zu spät komme, aber nun habe sie schon alles angeordnet, und sie ließ ihm etwas Geld geben. Über den Eintritt des Todes selbst schrieb Fritz Schlosser am selben Tage an Goethe: „Gestern wurde sie wieder schwach und ihre Krankheit nahm plötz-

lich eine so rasche Wendung, daß man seit gestern mit großer Wahrscheinlichkeit glauben mußte, sie werde sterben. Heute um die Mittagszeit trat der Tod sanft und — nach allem zu schließen, schmerzlos ein."

Der Tod Schillers ist gut bekannt. Am Abend des 6. Mai 1805 begann er etwas anders als sonst zu sprechen, er war jedoch durchaus bei Besinnung. Alles Unangenehme mußte entfernt werden; im Zimmer lag eine Nummer von „Der Freimütige": „Tut das doch gleich hinaus, daß ich in Wahrheit sagen kann, ich habe es nicht gesehen; gebt mir Märchen und Rittergeschichten, in ihnen liegt der Stoff zu allem Schönen und Großen." Am 8. Mai war er sehr ruhig und schlief viel. Als er am Abend nach seinem Befinden gefragt wurde, sagte er: „Immer besser, immer heiterer!" — Am 9. Mai, morgens gegen zehn Uhr, fing er an zu phantasieren, die Worte wurden unzusammenhängend. „Wer löste die Kanonen? — Wer kommandiert den linken Flügel? — Die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder" usw. Einmal rief er „Lichtenberg", einige glaubten jedoch, er sagte „Leuchtenburg", den Namen einer Burg an der Saale, wo er vor einiger Zeit gewesen war. Im übrigen sprach er meist lateinisch ... Gegen drei Uhr nachmittags war er ganz erschöpft, die Atemzüge begannen zu stocken, seine Frau kniete an seinem Bett. Seine Schwägerin stand zusammen mit dem Arzte am Fußende des Bettes und legte heiße Kissen auf die kalten Füße. Da fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Gesichtszüge; sein Kopf sank zurück, und über seinem Gesicht weilte ein Ausdruck erhabener Ruhe. (Nach Hoffmeister.)

Soweit die Berichte. Die meisten dieser Persönlichkeiten waren Christen; aber wir sehen, daß ihr Denken meist von anderen Gegenständen als religiös-christlichen in Anspruch genommen ist, bei manchen vermischen sich religiöse mit anderen. So stark, wie wir es bei der Schilderung des Todes der Mme. Curie *) sahen, kommt freilich bei keinem das Hängen am Lebenswerk zum Ausdruck. Doch wir sehen, wie bei allen auch im Sterben die Grundzüge ihres Lebens gewahrt bleiben.

Frage ich mich nun, ob ich mir das Sterben eines dieser Menschen für meinen eigenen Tod zum Vorbild machen möchte, so muß ich sagen: Nein. Am ehesten vielleicht noch Matthias Claudius in seiner Schlichtheit. Für den Buddhisten ist erstrebenswert nur ein Tod, bei dem er sich bis zuletzt der restlosen Vergänglichkeit aller Gestaltungen, insbesondere der eigenen Persönlichkeit, bewußt bleibt. Wir müssen uns bemühen, daß uns beim Sterben kein unwillkommener Gedanke „in die Quere" kommt, d. h. kein Gedanke der Lust, des Hasses oder Übelwollens und des Ich-Wahns. Wieweit wir das erreichen, wird davon abhängen, in welchem Maße wir schon jetzt unser Denken dahin üben, sich stets der Vergänglichkeit bewußt zu sein und bei allen üblen Regungen, die in uns aufsteigen, voll-bewußt zu bleiben und ihrer Herr zu werden, so gut wir eben können. Daß es oft genug nicht gut geht, wissen wir und müssen wir zugeben. Es bleibt nichts anderes übrig, als uns immer wieder aufs neue zu

*) Jahrgang X, Heft 2.

üben. Wenn wir auch beim Greifen stets noch das Bewußtsein wahren, es abschwächend auf die Greifesucht einwirken lassen, so werden wir, weil uns das Loslassen nur zum Teil gelingt, zwar vorläufig nicht frei werden vom Leiden, aber wir werden das Leiden abschwächen und allmählich dem Ziel immer näher kommen.

Möchte das Vesakfest, der Tag der Erinnerung an die Geburt des Buddha, seine Voll-Erwachung und das endgültige Verlöschen beim Zerfall des Körpers, uns diese Aufgabe wieder vor Augen stellen und uns ein neuer Ansporn sein, dem Ziel näherzukommen.

Verehrung ihm, dem Lehrer! K. F. †1942

Vom Liebsten in der Welt

Im Udānam finden wir ein bemerkenswertes Sutta, worüber ich einiges sagen möchte. Die Lehrrede (Udānam 47) lautet:

So habe ich gehört. Einstmals weilte der Erhabene in Sāvatthi im Jetahain des Anāthapindika. Damals befand sich der König Pasenadi von Kosala mit seiner Gemahlin Mallikā auf der Terrasse seines Palastes. Da nun sprach der König Pasenadi von Kosala zur Königin Mallikā so: „Gibt es wohl, Mallikā, irgendeinen anderen, der dir lieber wäre als dein eigenes Selbst?" — „Nicht gibt es, o Großkönig, irgendeinen anderen, der mir lieber wäre als mein eigenes Selbst. Gibt es aber wohl für dich, o Großkönig, irgendeinen anderen, der dir lieber wäre als dein eigenes Selbst?" — „Auch für mich, Mallikā, gibt es keinen anderen, der mir lieber wäre als mein eigenes Selbst." Da stieg der König Pasenadi von Kosala von der Terrasse herab und begab sich zum Erhabenen. Dort angelangt begrüßte er den Erhabenen ehrfurchtsvoll und setzte sich seitwärts nieder. Seitwärts sitzend berichtete er dem Erhabenen das ganze Gespräch, das er mit der Königin Mallikā gehabt hatte. Als der Erhabene den Sinn (des Gesprächs) erkannt hatte, tat er bei dieser Gelegenheit den feierlichen Ausspruch:

„Nachdem er alle Richtungen durchwandert hatte, fand der Geist doch keinen, der ihm lieber wäre als sein eigenes Selbst. Ebenso verhält es sich auch mit allen anderen; daher verletze der, der sich selber lieb hat, auch keinen anderen." —

Das Gespräch des Königs Pasenadi von Kosala und der Königin Mallikā ist so ungewöhnlich, daß wir gern Näheres über die Umstände wissen möchten, unter denen es stattfand.

Der Kommentator Dhammapāla gibt uns recht interessante Erläuterungen, die wohl dazu beitragen können, uns den ganzen Vorgang lebendiger zu machen und den Sinn des in aller Kürze Angedeuteten deutlich hervortreten zu lassen.

Wer war diese Mallikā, die es wagte, so ungewöhnlich aufrichtig zu sein, und zwar gerade einem Menschen gegenüber, der es am allerwenigsten gewöhnt ist, daß man ihm aufrichtig begegne und die Wahrheit sage. Und was veranlaßte den König, diesen Weltmenschen, mit derselben Aufrichtigkeit zu erwidern?

Hören wir, was der Kommentar sagt. Es wird da geschildert, daß Mallikā eines armen Gärtners Tochter gewesen sei, die Pasenadi zu seiner ersten Gemahlin gemacht habe. Dieser mächtige Aufstieg sei die Folge davon gewesen, daß Mallikā eines Morgens dem Erhabenen als erste Speise einen Kuchen dargebracht habe, den sie selber hatte verzehren wollen. Wir lesen dann weiter:

Eines Tages nun dachte der König: „Ich habe dieser Mallikā große Macht übergeben. Sollte ich sie nicht fragen, wer ihr lieb ist? „Du, Großkönig, bist mir lieb", wird sie sagen und mir dieselbe Frage stellen, und darauf werde ich erwidern, daß sie mir lieb ist. Also fragte er sie in freundlicher Weise, um das Maß der gegenseitigen Zuneigung zu ergründen. Die Königin aber war weise. Als Besorgerin des Buddha und des Sangha, der Mönchsgemeinde dachte sie, daß sie bei der Antwort auf diese Frage dem König nicht nach dem Munde reden dürfe, sondern sie sprach so, wie es sich in Wirklichkeit verhielt: „Nicht gibt es für mich, o Großkönig, irgendeinen anderen, der mir lieber wäre als mein eigenes Selbst." Als sie so gesprochen hatte, wollte sie dem König den Sinn ihrer Äußerung durch ein Mittel klar machen; daher richtete sie an ihn dieselbe Frage: „Ist dir aber, Großkönig irgendein anderer lieber als dein eigenes Selbst?" Da sie die wesentliche Eigentümlichkeit (des Menschen) angegeben hatte, war es dem König nicht möglich, sich davon abzuwenden; also bekannte er sich selber zu dieser wesentlichen Eigentümlichkeit und äußerte sich so, wie die Königin es getan hatte. Nachdem er sich aber so erklärt hatte, dachte er törichterweise: „Ich bin König, Weltherrscher, siegreich im weiten Weltenkreis lebe ich. Und mir wird derartiges gesagt: ‚Ich sehe keinen anderen, der mir lieber ist als mein eigenes Selbst'. Diese aus geringer, niederer Familie Stammende, die ich an hohe Stelle gesetzt habe, liebt mich, ihren Gatten, nicht, da sie mir ins Gesicht sagt: ‚Ich bin mir selber lieber'. Hartherzig, wahrlich, ist sie." Also unzufrieden geworden, schalt er: „Die drei Kostbarkeiten sind dir wohl lieber?"

Die Königin sprach: „Ich liebe, o Herr, die Dreikostbarkeit, das eigene Glück des Himmels und das Glück der Befreiung im Gedanken: ‚Dieses ist heilsam'. Daher ist mir mein eigenes Selbst lieber." Die Meinung der Königin war folgende: Die ganze Welt liebt den anderen nur um des eigenen Selbstes willen. Wenn man einen Sohn wünscht, so wünscht man: „Dieser soll mich, wenn ich alt bin, ernähren"; oder man wünscht eine Tochter im Gedanken: „Sie wird die Familie anwachsen lassen", eine Frau im Gedanken: „Sie wird meine Füße verehren (d. h. gut für mich sorgen)"; oder andere wünschen Verwandte, Freunde, Angehörige im Hinblick auf diese oder jene Angelegenheit. So liebt ein jeder den anderen nur mit Rücksicht auf seine eigene Person.

Da dachte der König: „Diese Mallikā ist klug, geschickt, weise, indem sie sagt, daß das eigene Selbst ihr lieber ist. Auch für uns verhält es sich ebenso. Wohlan, ich werde diesen Vorfall dem Lehrer mitteilen, und wie der Lehrer mir das erklären wird, so werde ich es auch erklären." In diesem Gedanken begab er sich zu dem Lehrer und teilte ihm den Vorgang mit. (Der Lehrer) tat zur Erklärung des Sinnes des von dem König ausgesprochenen Wortes den feierlichen Ausspruch, daß allen Wesen in der Welt ihr eigenes Selbst lieber ist (als das der anderen). (Udānatthakathā, S. 272.)

Neben der Wahrheit vom Leben als Leiden gibt es wohl nichts Erschütternderes als die Erkenntnis, daß unser eigenes Selbst uns lieber ist als irgend etwas anderes in der Welt, und daß alles Liebe in der Welt nur um des eigenen Selbstes willen lieb und wert ist.

Diese schreckliche Wahrheit weist der Westländer voll Entrüstung ab. So viel ich weiß, gibt es im Westen nur einige wenige Gelehrte, die sich in der Theorie zu ihr bekennen. Naive, ganz ungeistige Leute, die mit dem Satz: „Ein jeder liebt sich selbst am meisten", oder: „Erst komme ich, dann komme ich wieder, dann komme ich zum drittenmal, und dann kommen erst alle anderen Menschen", ihre eigene Rücksichtslosigkeit gegen andere oder ihre Weltfeindschaft zu begründen suchen, werden mit Recht als Egoisten bezeichnet. Die Mentalität des Deutschen insbesondere treibt ihn in seiner geistigen Entwicklung zu einer idealistischen Weltanschauung, die sich eigenmächtig über Bestehendes hinwegsetzt oder es im Sinn des Ideals umdeutet. Er ist oft blind für nüchterne Wirklichkeit. Der einfache Mann, der dem Leben näher steht, wird die Dinge ohne die künstliche Vergoldung des Idealisten sehen, doch ist er in den seltensten Fällen fähig, vom Einzelfall so weit abzusehen, daß er eine eigene Weltanschauung entwickeln könnte. Wenn es zwar bekannt ist, daß „jeder sich selbst der Nächste ist", so erwartet doch jeder, der etwas zu erwarten hat, vom andern „Selbstlosigkeit", wie diese christliche Tugend genannt wird, und möchte gern für „selbstlos" gelten.

Tatsächlich ist es einer auf christlicher Basis ruhenden Kultur nicht möglich, auf den Begriff der Selbstlosigkeit zu verzichten, einer auf christlicher Basis ruhenden Ethik nicht möglich, ohne die Idee der Aufopferung des Einzelnen für ein Ganzes auszukommen. Dieses verhält sich folgendermaßen:

Mit dem Seelenglauben, der im westlichen Denken und Fühlen Wurzel geschlagen hat, wird die Existenz jedes Einzelnen im höchstmöglichen Grade als Schöpfung eines allmächtigen Gottes betont oder als das Werk einer nicht minder anbetungswürdigen Natur geheiligt und infolge der angenommenen Unzerstörbarkeit nach dem Tode mit einer ungeheuren, wenn auch

z. Zt. nicht erkennbaren Machtvollkommenheit ausgestattet. Dem Dünkel, den dieser Glaube entwickelt, und der sich namentlich gegen Anders- oder Nichtgläubige richtete, mußte unbedingt ein Dämpfer aufgesetzt werden, um das Leben mit anderen Menschen erträglich zu machen. Diesen Dämpfer haben die Christen und alle auf christlicher Weltanschauung fußenden Freigläubigen in der Lehre von der Selbstlosigkeit, der Opferwilligkeit bis zur Selbstverleugnung, die ein jeder im Interesse des Ganzen zu üben verpflichtet sei.

Hier besteht der Glaube an ein von anderen Wesen deutlich und auf alle Zeiten getrenntes, wahrhaft seiendes und unzerstörbares Wesen, das sich selber verleugnen und gegen seinen eigenen Wunsch, sein eigenes Interesse zum Besten eines anderen handeln kann und soll. Welche Widersprüche! Geistige Widersprüche ergeben eine unharmonische, zerrissene Natur. Die Doppelnatur des christlichen, überhaupt des gläubigen Menschen besteht in der angenommenen Seele als ewig seiendes, göttliches Selbst einerseits, in dem vergänglichen, leiblichen, weltlichen Wesen anderseits, das sich berechtigt oder verpflichtet fühlt, so zu handeln, wie es seinem Ideal am besten dient. Wir wissen aus der Geschichte, wie diese Form des Glaubens und der Pflichterfüllung zu furchtbarer Vergewaltigung Einzelner und ganzer Völker geführt hat. Auch heute begegnen wir diesem Nachteil einer unwirklichen Lebensauffassung. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Glaube an die Möglichkeit einer sogenannten selbstlosen Handlungsweise im allgemeinen die triebhaften Neigungen der Menschen abschwächt und das schafft, was als die Werke der christlichen Liebe oder der Wohlfahrt der westlichen Kultur unentbehrlich ist. Aber alle diese Werke der Nächstenliebe zeigen die Spuren doppelten Irrtums: des Glaubens an unvergängliche Werte und an ein Ich oder Selbst, das im Dienst dieser ewigen Werte stehe. Etwas Künstliches, Gewaltsames mischt sich gleich einem bitteren Tropfen in den süßen Trank der christlichen Liebe.

Zum Unterschied vom Europäer, der das Individuum mittelst des Seelebegriffes nicht scharf genug vom Kosmos abgrenzen konnte, hat der Inder die enge Beziehung von Individuum und Weltall nie aus dem Auge verloren. Sonne, Mond, Wasser, Wind, Feuer usw. waren mächtige Gottheiten, um deren Gunst man in frühesten Zeiten bemüht war. Doch entsprach der Sonne als Lichtspender das Auge, den Himmelsgegenden als Träger des Schalles das Ohr, das Feuer wurde mit der Rede, der Mond mit Manas, dem im Herzen entspringenden Denken, in Beziehung gebracht. Damit war das eigene Selbst in das

Blickfeld gerückt, und die große Frage war, was dieses Selbst wohl sei, das sich als außerhalb der übrigen Natur stehend erlebt und doch Natur selber ist — sich selber erlebende Natur. Die Antwort, die die Lehrer der Upanishaden fanden, war die: „Dein Selbst ist nur scheinbar von der übrigen Natur getrennt; es ist ja dein Selbst, das allen Dingen innewohnt." Das ist die Lehre von der Identität von Selbst und Kosmos, Pantheismus genannt. Wie im Christentum wird auch hier an eine unzerstörbare Seele geglaubt, die nach dem Tode weiterlebt, aber nicht in persönlicher Form. „Nach dem Tode gibt es kein Bewußtsein", sagt Yajñavalkya, der berühmte Lehrer der Brihadāranyaka-Upanishad. Befriedigend war diese Lösung also auch nicht, wie das ja auch nicht anders möglich ist bei einer Lehre, die der Wirklichkeit und ihrer Vergänglichkeit widerspricht. Da der Riß zwischen Natur und Geist hier nicht besteht, der Mensch sich nicht selbstherrlich über alles Daseiende erhebt und damit den Kontakt mit Natur und Lebewesen verliert, kommt es trotz der gläubigen Einstellung zuweilen zu tiefen Einblicken in die Vorgänge der Natur. Einen solchen Einblick in die Natur der Lebewesen finden wir in der bereits erwähnten Brihadāranyaka-Upanishad im Gespräch zwischen Yajñavalkya und Maitreyī, ein Gespräch, das abgesehen von der pantheistischen Einstellung große Ähnlichkeit mit unserer Stelle aus dem Udānam hat und, immer abgesehen von der gläubigen Einstellung, auch dasselbe besagt.

Brih. Up. in der Übersetzung von Deußens „Geheimlehre des Veda"*) erzählt, daß Yajñavalkya, der berühmte Lehrer, den Zustand des Haushabers aufgeben wollte, um sein Leben im Walde als Einsiedler zu beschließen. Seinen nicht geringen Besitz wollte er zwischen seinen beiden Frauen Maitreyī und Kātyāyanī teilen. Maitreyī weist Reichtum ab mit den Worten: „Wodurch ich nicht unsterblich werde, was soll ich damit tun? Teile mir lieber, o Herr, das Wissen mit, welches du besitzest."

Yajñavalkya sprach:: „Lieb, fürwahr, bist du uns, und Liebes redest du; komm, setze dich, ich werde es dir erklären, du aber merke auf das, was ich dir sage."

Und er sprach: „Fürwahr, nicht um des Gatten willen ist der Gatte lieb, sondern um des Selbstes willen ist der Gatte lieb; fürwahr, nicht um der Gattin willen ist die Gattin lieb, sondern um des Selbstes willen ist die Gattin lieb; fürwahr, nicht um der Söhne willen sind die Söhne lieb, sondern um des Selbstes willen sind die Söhne lieb; fürwahr, nicht um des Reichtums willen ist der Reichtum lieb, sondern um des Selbstes willen ist der Reichtum lieb; fürwahr, nicht um des Brahmanenstandes willen ist der

*) Brockhaus, Leipzig, 1911, S. 31 f.

Brahmanenstand lieb, sondern um des Selbstes willen ist der Brahmanenstand lieb; fürwahr, nicht um des Kriegerstandes willen ist der Kriegerstand lieb, sondern um des Selbstes willen ist der Kriegerstand lieb; fürwahr, nicht um der Welträume willen sind die Welträume lieb, sondern um des Selbstes willen sind die Welträume lieb; fürwahr, nicht um der Götter willen sind die Götter lieb, sondern um des Selbstes willen sind die Götter lieb; fürwahr, nicht um der Wesen willen sind die Wesen lieb, sondern um des Selbstes willen sind die Wesen lieb; fürwahr, nicht um des Weltalls willen ist das Weltall lieb, sondern um des Selbstes willen ist das Weltall lieb. Das Selbst, fürwahr, soll man sehen, soll man hören, soll man verstehen, soll man überdenken, o Maitreyī; fürwahr, wer das Selbst gesehen, gehört, verstanden und erkannt hat, von dem wird diese ganze Welt gewußt."

Wenn wir uns die Lage dieser beiden Menschen vergegenwärtigen, so ist die Opferwilligkeit, wenn man will: die Liebe der Maitreyī zu ihrem Gatten gewiß ergreifend. Sie verschmäht die materielle Erbschaft, um geistige Erbin werden zu dürfen. Und nun muß sie die erschütternde Wahrheit hören, daß ein jeder im anderen nur sein eigenes Selbst liebt: „Nicht um des Gatten willen ist der Gatte lieb, um des eigenen Selbstes willen ist der Gatte lieb." Der Überlieferung nach hat Maitreyī sich auf dem Scheiterhaufen zusammen mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen lassen — so lieb war ihr der Gatte — so lieb das eigene Selbst. Wenn sie sich selber in allem Lebenden wiedergefunden hätte, wie es der Vorstellung der Pantheisten entspricht, hätte sie dann wohl diesen gewaltsamen, schrecklichen Tod gesucht? Wo der Glaube an ein Selbst, eine Persönlichkeit da ist, da besteht auch die Neigung zur Gewaltsamkeit gegen sich und andere.

Der Mensch, den das persönliche Dasein zwar illusorisch, vergänglich, auf Trug beruhend dünkt, ein überpersönliches Dasein aber real, unvergänglich, im höchsten Sinne wahr, der strebt natürlich danach, sein persönliches Bewußtsein in einem Ganzheitserlebnis, z. B. als mächtig dahinbrausender Strom, aufgehen zu lassen. Mag der Buddhist auch im Zustand der Meditation ähnliche Erlebnisse haben, er strebt nach Bewußtseinsklarheit, nicht danach, in einer Vorstellung aufzugehen. Er weiß: Dieses sind Vorstellungen, die unter bestimmten Voraussetzungen entstehen, bestehen, vergehen, Gestaltungen, denen kein Kern, kein ewiges Wesen innewohnt.

Mit dem Selbst, der sog. Persönlichkeit, verhält es sich nicht anders. Auch hier gibt es kein ewiges Wesen, keinen Kern, der sich von dem Auf und Ab des Gestaltens trennen ließe. In den Bewegungswellen äußeren und inneren Lebens erschöpft sich das Wesen, das von einer vergänglichen Bedingung hervorgebracht, wiederum nur Vergängliches hervorbringen kann. Und was ist

es, das den inneren Antrieb bildet für diesen Lebensvorgang? Es ist der Lebensdurst, den an den Dingen haftendes Bewußtsein immer wieder erzeugt. Haftendes Bewußtsein; Bewußtsein, das die allseitige Vergänglichkeit nicht kennt oder vergessen hat, ist Schöpfer des Lebensvorganges sowie der jedem Wesen eigentümlichen Verklärung, in der ihm das Weltbild erscheint, und die jene Gipfel des Liebwerten emporwachsen läßt als Gatte, Sohn, Geld, Gut usw.

Wenn nun durch rechte Belehrung der Hauserbauer Bewußtsein erkannt worden ist, dann verblaßt das Weltbild, und das Verlangen, nach Vergänglichem zu greifen, läßt nach.

Indem der falsche Glanz verschwindet, der einige Wesen in grelles Licht, andere in tiefes Dunkel tauchte, breitet rechtes Wissen von der allseitigen Vergänglichkeit und Leidhaftigkeit ein mildes, unpersönliches Licht über alle Wesen, über alles Geschehen aus. Wenn dann der Ichselbst-Wahn als schwerste Fessel abfällt und die Nichtselbstheit des eigenen Wesens erkannt wird, dann wird es möglich werden, Mitleid mit allen Wesen zu fühlen und gegen alle eine wohlwollende Haltung einzunehmen, die durch keinerlei Umstände mehr zum Schwanken gebracht werden kann.

Möchten wir Mitleid fühlen mit allen Wesen, möchten wir gegen alle eine wohlwollende Haltung einnehmen, die durch keinerlei Umstände mehr zum Schwanken gebracht werden kann.

L. v. M.

Bücher

Ethik des Alltags von **Franz Carl Endres**. **Rascher Verlag Zürich und Leipzig 1939**. 135 Seiten und 8 Bildtafeln. Kart. 2,30 RM.

Mit diesem neuen Buch will der Verfasser „Bausteine für die Gestaltung unserer Alltagsarbeit“ bieten. Er wendet sich an die Menschen, die in Beruf und Arbeit stehen, und spricht in einer angenehmen, ungekünstelten und doch eindringlichen Art über die „Verwirklichung des sittlichen Menschen im Alltag“. Von den fünf Abschnitten des Buches (I. Grundlegendes, II. Erziehung und Selbsterziehung, III. Wanderung nach Osten, IV. Aus griechischer Weisheit, V. Ethik in der Gemeinschaft) liegt uns der dritte besonders nahe, der unter anderen östlichen Lehren auch den Buddhismus berührt. Hier zeigt die Darstellung die bekannten Mängel, die sich stets einstellen, wenn man den Buddhismus nur aus Büchern kennt, ohne ihm wenigstens bis zu einem gewissen Grade durch eigenes Erlebnis näher gekommen zu sein. So ist es ein Irrtum, wenn E. sagt, unter anderen Gelehrten haben Schopenhauer und Deußen „den Begriff des Nirvāna vollkommen richtig ihren Lesern klargemacht“.

Wir erkennen gern das hohe Verantwortungsgefühl an, das auch in diesem Buch des Verfassers zum Ausdruck kommt. Endres ist ein Idealist

und glaubt an den steten Fortschritt der Menschheit zu dem heute allerdings noch fernen Ziel einer „Gesamtmenschheit, die den Kampf untereinander nicht mehr kennt, die in gegenseitiger Hilfe von allen zu allen gemeinsam den Weg wandert, den bisher nur Einzelne zu wandern versuchten.“ Wir sind nüchterner, weil wir der Wurzel des Lebens auf die Spur gekommen sind: dem anfangslosen Nichtwissen, aus dem der Lebensdurst immer wieder aufspringt und sich rücksichtslos durchzusetzen sucht. Aber mag auch das Ziel, das dem Verfasser vorschwebt, vorübergehend wenigstens annähernd erreicht werden, so ist es doch auch dann nur Durchgang zu anderen Zielen, was ohne weiteres den Niedergang mit einschließt. Demgegenüber gibt es nur eine letzte Möglichkeit: Abkehr, Überdrüssigwerden und gerade damit die innere Überlegenheit heiteren Gleichmuts zusammen mit dem Wohlwollen zu allen Wesen. Abgesehen von diesen, vom Standpunkt des Verfassers geradezu unvermeidlichen Mängeln, enthält das Buch viele wertvolle Anregungen und Gedanken, denen man aufrichtig recht weite Verbreitung und Verwirklichung wünschen kann, insbesondere dem Streben, „zwecklos anständig“ zu sein. — Die Bildtafeln enthalten Darstellungen von östlichen und westlichen Weisen, auch die Wiedergabe einer Buddhastatue finden wir darunter.

Der Weg im Unbekannten vom gleichen Verfasser und in demselben Verlage. 2. Auflage 1939. VIII und 132 Seiten. Kart. 2,30 RM.

Ein „besinnliches Brevier“ nennt der Verfasser dieses Buch, von dem er sagt, daß es sein Lieblingskind sei. Es ist in besonderem Maße ein Bekenntnisbuch. Ein auf seine Weise ernst und ehrlich suchender Mensch hat in seinem mehr als sechzigjährigen Leben, von dem er sagt, daß es einem schönen und so kurzen Traume glich, als Schlüssel für alle Probleme der irdischen Welt die „helfende Liebe“ gefunden. Daraus schöpft er den Glauben an den Fortschritt der Menschheit, unbeirrt durch die Tatsachen der Menschheitsgeschichte in Vergangenheit und Gegenwart. Im Hintergrund steht für ihn das All-Eine, in der alles „sein letztes Sicherfüllen“ finden soll, und das gleichbedeutend mit Gott ist. Diesen unentwegt auftauchenden Gedanken von der All-Einheit aller Wesen immer wieder kritisch zu beleuchten, ist eine mißliche Sache, besonders bei einem Menschen, der so voll guten Willens ist wie der Verfasser. Doch wir müssen es auch hier wieder sagen: Es gibt die vielen Lebensgläubigen, zu denen Endres gehört als einer von denjenigen, die sich der Aufgabe ihres Menschtums bewußt sind: alle Schädigung nach Kräften zu vermeiden. Und es gibt die wenigen, denen das Leben zum „Problem an sich“, fragwürdig geworden ist. Ihre letzte Zuflucht ist die Buddhalehre.

Auch dieses Buch bietet mancherlei wertvolle Anregung. Mit Recht sagt der Verfasser z. B., daß wir in unserer Zeit infolge der Übersteigerung des Spezialistentums auf allen Gebieten eine sehr seltsame Erscheinung beobachten, die nämlich, daß es ungebildete Gelehrte und Ärzte, ungebildete juristische Größen und ungebildete führende Ingenieure gibt, Leute die als Spezialisten bedeutend sein mögen, denen aber vollkommen das Überblickswissen fehlt, das notwendig wäre, damit sie große leitende Gesichtspunkte der Gesamtkultur geben könnten. Und er weist darauf hin, daß alle großen, leitenden Ideen der Menschheit nebst den allermeisten großen Entdeckungen und Erfindungen nicht von Spezialisten herstammen, sondern von „Dilettanten“, das heißt in diesem Sinne von Menschen, die Überblickswissen gehabt haben. —

Dem Buch ist ein Bild des Verfassers beigefügt. K. F.

Schriftwalter und Verleger: Kurt Fischer, Berlin-Frohnau. — Druck: Buchdruckerei A. Pabst, Königsbrück (Bez. Dresden).